№ 14. Jüdisches 1886.

Familien-Blatt

Herausgegeben von Dr. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Prinzessin.

14

Eine Erzählung von Agathe Meisels.

(Fortsetzung.)

Doch der Platz, wo der Fabrikherr eben gestanden, war leer. Der Moment, der ihm das unwillkommene Schauspiel des Glückes der wiedervereinigten Gatten bot, genügte, um ihm das Mißliche und mehr noch die Lächerlichkeit seiner gegenwärtigen Situation vor Augen zu führen. Dem schnell gefaßten Entschluß sich zu eclipsiren, war die That auf dem Fuße gefolgt; in einem Nu hatte er die Thür und von da, mit einem Sprung, den Treppenabsatz erreicht. Stefan wollte ihm nacheilen, wurde aber von Lea, fast gewaltsam zurückgehalten.

„Wenn Du mich liebst, so wirst Du die Sache auf sich beruhen lassen. Denn hängest Du sie an die große Glocke, so verfallen wir nicht nur der Rache dieses Mächtigen, sondern auch dem Fluche der Lächerlichkeit, da Du selbst doch heraufbeschworen hast, was sie, in der sogenannten „guten" Gesellschaft, ein kleines, picantes Abenteuer nennen".

Und dann berichtete sie in kurzen Worten von ihrer Angst um ihn, den fürchterlichen Ueberfall und Alles was sie aus dem Munde des Abscheulichen vernommen.

„Der zwiefache Schurke" brauste Stefan auf, „Dich so zu erschrecken und zu martern! Wie muß er nur über meine Tölpelei sich in's Fäustchen gelacht haben! Doch was war es nur, das Dich, diese tödlich langen Stunden, vom Hause fern hielt?"

Lea fühlte wie ihr eine Purpurwelle die Wange färbte. Die Lüge kam ihr, der Reinen, nicht glatt von den Lippen und doch vermochte sie, von einer ihr selbst unerklärlichen Scheu befangen, die Wahrheit nicht einfach zu enthüllen. So erzählte sie denn stockend, daß sie im Magazin, wo sie die Arbeit ablieferte, länger, als sie vermuthete, zurückgehalten, auf dem Heimwege in der Dämmerung sich verirrte — und nichts mehr.

Stefan schaute ihr forschend in's Auge, ein Zug der Trauer flog wie ein Schatten über seine schöne Stirn, dann sagte er mit einem kaum hörbaren Seufzer:

„Was es auch sei, so viel steht fest, daß Du keiner unwürdigen Handlung fähig bist. Und nun soll, Deinem Wunsche gemäß, von dem heute Vorgefallenen nicht weiter die Rede sein. Das nächste was zu thun uns obliegt, ist, hier unser Zelt abzubrechen, damit der Elende die Spur, die zu uns führt, verwischt finde".

„Wie, Du wolltest ausziehen?" frug Lea erschrocken, „wie ist dies mit unserem zur Neige gehenden Kapital zu ermöglichen?"

„Es muß gehen", sagte Stefan achselzuckend und trat zerstreut an den Tisch. Da fiel sein Blick auf das dort liegende, vergessene Briefcouvert.

„Was ist das?" Mit nervöser Hast erbrach er das Siegel. Lea trat hinzu und über seine Schulter gebeugt, lasen sie beide die folgenden, lakonischen Worte:

„Der Herr Graf Wieclogórski ist gestern, mit den Sterbesakramenten versehen, seelig in dem Herrn entschlafen. Da die Plötzlichkeit seines Todes ihn an sein oft geäußertes Vorhaben hinderte, testamentarische Verfügungen zu treffen, so fallen sämmtliche Liegenschaften und das gesammte Baarvermögen, gesetzlich dem einzigen, legitimen Erben zu. Ein Notar hat, unter meiner persönlichen Aufsicht, die Siegel angelegt, und bitte ich nun um Ihr persönliches Erscheinen oder eventuelle schriftliche Bestimmungen, behufs Ordnung des sehr bedeutenden Nachlasses". Hier folgte die Unterschrift des Dieners der Kirche, der ob dieses herben Verlustes „trauernden Kirche", des Kaplanes und Hausfreundes vom Grafen.

Der Brief entfiel den Händen Stefans, der laut aufschluchzend sein Gesicht in die Kissen des Sopha's barg. Lea blickte tief bekümmert auf den Trauernden. Sie empfand an dem eigenen, unruhigen Herzschlag, daß es Wunden giebt, für die die Zeit selbst keinen heilenden Balsam hat, daß der mit dem bitteren Ingredienz des Selbstvorwurfes versetzte Schmerz auch von der weichen Hand der Liebe nicht gelindert werden kann.

Sie versuchte kein Wort des Trostes. Still begab sie sich zur Wiege ihres wieder entschlummerten Knäbleins und einen Kuß auf die rosigen, halbgeöffneten Lippen drückend, murmelte sie leise: „Der da, der Reine, Unschuldige, wird die Früchte des Gutes genießen, das uns unverdient in den Schooß gefallen ist".

So empfingen sie, still und freudlos, die reiche Gabe Fortuna's, eine Gabe, die den Ansprüchen des Verwöhntesten genügen und ihnen, in ihrer gegenwärtigen Lage, als eine wahre Hilfe in der Noth erscheinen durfte. — Stefan, der die Seinen nicht verlassen mochte, um die weite Reise nach Polen anzutreten, schickte eine schriftliche Vollmacht dahin, und nach Ablauf weniger Wochen sah er sich im Besitz eines nahezu fürstlichen Vermögens.

In einer vom sinneverwirrenden Getriebe der Weltstadt entlegenen, durch die vornehme Pracht seiner stolzen Paläste bekannten, Straße, fällt ein einfaches, schmuckloses Haus auf, dessen einzige Zierde ein großer, die Rückseite begränzender Garten bildet. Dort finden wir unser junges Paar wieder. Die innere Ausstattung der lichten, weiten Räume verräth wenn auch Comfort und eine gewisse gediegene Eleganz, doch nicht im Entferntesten den kolossalen Reichthum der Inhaber. Nirgends wird das Auge durch schrille Farbentöne und aufdringliches Gold beleidigt. Dunkle Wandtapeten und in ähnlichen Tinten gehaltene Möbel, dicke Teppiche und Portièren, die jedes Geräusch auffangen und dämpfen, die ganze Einrichtung, bis auf das ruhige Walten des Dienstpersonals, bekundet die ernste schweigsame Art der Bewohner.

Und in der That, das elastische Frohgefühl des Daseins, die jugendlich-sprudelnde Lebenslust haben in diese Behausung nicht ihren Einzug gehalten. Stefan blickte ohne inneren

Antheil, ja mit einer Regung der Erbitterung, auf die Vortheile, die der vom Zufall gewährte und nicht durch eigene Kraft eroberte Reichthum ihm bot. Wenn er dem unerwarteten Besitz nicht völlig gleichgültig gegenüberstand, so war es Lea's wegen, die nicht länger den Bedrängnissen des Geschickes ausgesetzt zu sehen, ihm allein einige Genugthuung gewähren konnte. Für Lea dünkte ihm auch nichts zu gut und zu prächtig, ihr Boudoir sollte mit allen Herrlichkeiten, die Luxus und Kunst nur zu ersinnen vermochten, ausgeschmückt sein, ihrethalben der Salon für nunmehr sich einstellende Freunde eröffnet werden, ihr sollten die zu lange vorenthaltenen Gaben des Glückes, mit verdoppelter Fülle, in den Schooß fallen.

Lea lehnte sanft, aber bestimmt ab. „Was bedarf es dieses Glanzes", sagte sie, „der mein ungewohntes Auge nur blenden, was dieses glatten Salontreibens, das mir nur Langweile und unerträglichen Zwang verursachen würde? Haben die guten Freunde zur Zeit der Noth sich fern gehalten, so können wir auch jetzt leicht ihrer entrathen, und sind wir uns, heute wie vormals, nicht genug, wir Beide und unser Kind zwischen uns?"

Da Stefan, im Grunde von gleicher Ansicht und Neigung beherrscht war, so richteten sie ihre Häuslichkeit demgemäß ein. Die ungestörteste Ruhe umgab sie. Eine auserlesene Bibliothek, ein kleines Laboratorium für die naturwissenschaftlichen Studien Stefan's, ein prachvoller Flügel, der dem Bedürfnisse seines musikalisch-durchgebildeten Geistes entsprach, der in den seltensten Gewächsen prangende, vom Dufte der Rosen und Mangolien durchwürzte Garten, dies genügte vollauf ihrem Hunger nach seelischer Nahrung und ihrem feinfühligen Schönheitssinne. (Fortsetzung folgt.)

Versöhnt!

45

Original-Roman von Ida Barber.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung, in welche der Onkel gegangen war, nahm einen ungemein stürmischen Verlauf.

Einige Kaufleute hatten den Antrag gestellt, Braun steckbrieflich verfolgen zu lassen; sie wurden lebhaft von denjenigen Gläubigern, die man als geschworene Antisemiten kannte, unterstützt. Aktiva und Passiva sollten dem Staatsanwalt überantwortet, die Klage auf betrügerischen Bankerott erhoben werden.

Gerade in diesem Augenblick betrat Leo Braun den Saal und brachte ein Schriftstück zur Verlesung, das allgemeine Sensation hervorrief.

Es war die Verzichtleistung der Gräfin Zandos auf das ihr vom Vater festgesetzte Vermögen.

Im Nu machte sich ein Umschwung der Stimmung geltend. Man schlug ihren Verzicht um so höher an, als ja Niemand denselben beansprucht hatte, da Alle der Meinung waren, ihre Mitgift sei dem Grafen Zandos überantwortet worden.

„Den Entschluß," sagte ein Antisemit, „hätte Gräfin Zandos als Jüdin nie gefaßt, man sieht doch, daß der Uebertritt zum Christenthum auf ihre Gesinnung Einfluß geübt!"

„Gräfin Zandos," sagte Leo Braun mit Stolz, „hat diesen Entschluß heut gefaßt, nachdem sie ihrem Religionslehrer Dr. Ritter die Mittheilung gemacht, sie sei fest entschlossen, zum Judenthum zurückzukehren!"

Diese, wenngleich berechtigten, doch gerade jetzt wenig klug gebrauchten Worte beeinträchtigten die Stimmung, die sich bereits zu Gunsten Brauns geltend gemacht.

„Auch die Frau soll," nahm einer der Gläubiger das Wort, „thun, was die Tochter gethan! Ich schlage vor, ihr ein Ultimatum zu stellen! Cedirt sie bis übermorgen die ihr zugeschriebene Summe abzüglich der ihr rechtmäßig zukommenden 5000 Gld. den Gläubigern, so nehmen wir von jeder steckbrieflichen Verfolgung Abstand, thut sie es nicht, so mag sie 3 Tage später den Steckbrief ihres Gatten in allen Zeitungen lesen."

Vergeblich machten Brauns Advocat und auch der mitanwesende Dr. Sanders Einwendungen, mahnend, daß der großmüthige Verzicht der Gräfin anzuerkennen sei, es geradezu unritterlich wäre, ihn, selbst wenn Frau Braun nicht einwilligte, mit einem Steckbrief zu beantworten, — alle Mahnungen blieben unbeachtet. Man glaubte sich im Recht, eine Pression ausüben zu können, und wollte von diesem Rechte Gebrauch machen.

Dr. Sanders wurde beauftragt, mit Frau Braun diesbezüglich zu unterhandeln.

Er lehnte den Auftrag ab, da er sich am Wenigsten geeignet halte, das erwünschte Resultat zu erzielen, so sehr ihm auch daran gelegen sei, eine Einigung zu bewirken.

Ilka war gerade beschäftigt, den Brief ihrer Schwiegermutter, die sie zur Rückkehr ermahnte, zu lesen, als Onkel Leo bei ihr eintrat, um ihr das Resultat der Sitzung mitzutheilen.

„Morgen," sagte er, „werden zwei Herren des Gläubiger-Comités kommen, um die Mutter in dieser Angelegenheit zu sprechen."

„Sie wird sie einfach nicht empfangen," sagte Ilka.

„So wird man ihr schreiben," entgegnete Leo Braun. „Bis jetzt weiß sie noch nichts von Deinem Verzicht, wenn sie aber —"

„O, wie wird sie außer sich sein," sagte Ilka, „wenn sie davon hört; indeß ich fürchte ihre Vorwürfe nicht, ich that, was ich thun mußte."

„Brief aus Venedig?" fragte der Onkel, die Postmarke erkennend.

„Mein liebe Schwiegermutter mahnt zur Rückkehr," sagte Ilka, dem Onkel den Brief reichend. „Ich denke, ich brauche ihr nur mitzutheilen, daß ich soeben meinem Vermögen zu Gunsten der Masse entsagt und sie wird vergessen, daß sie eine „liebe Schwiegertochter" hat, deren Anwesenheit sie so „sehnlichst" herbeiwünscht."

Gleich nachdem der Onkel sich entfernt, schrieb auch Ilka in diesem Sinne:

„Verehrte Frau Gräfin! Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, zu welchem Zwecke Ihr Herr Sohn mich nach hier gesandt. Nicht nur konnte ich das von ihm begehrte Kapital nicht retten, ich fand mich sogar angesichts der drohenden Krisis veranlaßt, auf das mir zustehende Vermögen zu Gunsten der bei dem Concurs meines Vaters Geschädigten zu verzichten. — Ich bin bettelarm, habe Nichts gerettet, als meinen ehrlichen Namen.

Mit dem Fluch beladen, ein Vermögen usurpirt zu haben, das mir nicht gehört, mochte ich nicht durch's Leben gehen.

Ihren Sohn bedaure ich aufrichtig; er hat schlecht speculirt; ich mag ihm nicht als lebender Vorwurf vor Augen sein und willige gern in die Scheidung, die er mir schon in Venedig proponirt, falls der Zweck meiner Reise sich nicht erfüllt. — Er hat sich nicht erfüllt; ich erkläre ihn somit jeder Verpflichtung gegen mich frei und werde unverzüglich die Scheidung, die er gewünscht, beantragen.

Mit gebührender Hochachtung

Ilka Braun."

Als sie dem Onkel den Brief zur Durchsicht gab, sagte er: „Er wird Dich trotz alledem nicht frei geben!"

„Er wird es müssen," sagte Ilka. „Ich werde nachweisen, daß er mich nicht standesgemäß erhalten kann, daß er mit meinem Vermögen seine Schulden bezahlt, in Venedig — ich erfuhr es nur zu spät — eine Maitresse gehabt und —"

„Du wolltest wirklich all' diese unlauteren Sachen durch die Gerichte zum Austrag bringen lassen?" fragte der Onkel.

„Was bleibt mir übrig? Glaubst Du, ich ertrage es noch 2 Monate wie die letzten hinzubringen. Ich würde physisch und moralisch zu Grunde gehen!"

Leo Braun schüttelte den Kopf. „Wie Du nur je auf den Gedanken kommen konntest,“ sagte er, „dem Grafen angehören zu wollen!“

„Wie sich das Alles machte, habe ich Euch ja damals, als ich das Bedürfniß fühlte, mich in Euren Augen zu rehabilitiren, von Ischl aus geschrieben. Ihr glaubtet mir nicht, heut glaube ich selbst nicht, daß all' das möglich gewesen, daß ich mit offenen Augen in den Abgrund gesprungen, indeß, wie die Sachen damals lagen, sah Alles Anders aus, ich hielt Sanders für einen Don Juan, der, während er mich zu lieben vorgab, eine Maitresse hielt, ich glaubte den Eltern, die ich durch meine Entfernung vom Hause gekränkt, einen Beweis meiner Liebe schuldig zu sein und —“

„Lassen wir das,“ unterbrach wehmüthig der Onkel; „es ändert die Situation nicht; jetzt heißt es nicht an die Vergangenheit, sondern an die Zukunft denken! Ich werde morgen auf einige Tage nach Haus müssen! Meine Anwesenheit ist nöthig. — Du wirst von allem Laufenden, wenn Du Dich dafür interessirst, durch Euren Procuristen unterrichtet werden. Falls Du ein Zusammentreffen mit Dr. Sanders vermeiden willst, rathe ich Dir, nicht unangemeldet in das Comptoir zu gehen; er hat oft da zu thun und —“

„Sanders bei uns,“ unterbrach Ilka erröthend.

„Ohne seinen Rath und thatkräftigen Beistand,“ entgegnete der Onkel, „hätte ich nichts für Deinen Vater thun können. Er steht hier in allen Kreisen in großem Ansehen; wo er zu Gunsten Deines Vaters eintrat, da glaubte man ihm; — wo er sich mit seinem Wort verbürgte, da war es so gut wie eine geleistete Zahlung. — Ich habe in meinem Leben, das muß ich bekennen, keinen edelmüthigern Menschen kennen gelernt. Nicht, als ob er die ihm angethane Unbill vergessen, nein, — er sagt, nur mit seinem Tode erlischt der Gedanke an das Weh, das Ihr ihm bereitet, — aber er ist zu edel, um Unrecht mit Gleichgiltigkeit zu lohnen. Als er sah, in welchem Dilemma ich hier war, da setzte er seine ganze Thatkraft ein; Nächte hindurch arbeitete er mit mir zusammen; wenn er die Ehre des eigenen Namens zu vertheidigen gehabt hätte, sicher, er würde nicht energischer haben vorgehen können!“

„Onkel, dank ihm in meinem Namen,“ bat Ilka unter Thränen. „Ich weiß, er verachtet mich und er hat Grund, mich zu verachten. Wo immer ich ihm begegne, werde ich ihm ausweichen, um nicht vor ihm erröthen zu müssen!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Familie Meyerbeer.

Von Max Weinberg.

(Schluß von Nr. 6.)

Herz Beer war ein betriebsamer und zugleich ein wohlwollender Mann, ein Kunstmäcen und ein Freund des Theaters. Seine Gattin Amalie, geb. Wolf, war eine Mutter der Bedrängten und zeichnete sich namentlich durch unerschöpfliche Aufopferung in den Jahren 1813—15 aus. Der König schenkte ihr als Anerkennung dafür einen Abguß von dem Marmorbilde der Königin Louise in Charlottenburg. Beer starb 1825, seine Gattin fuhr fort, über ihre Kräfte hinaus: Arme und Nothleidende zu unterstützen. Ihr Haus war außerdem stets offen für Leute wie Holtei, Jenny Lind u. A. Aus der Beer'schen Ehe waren vier Söhne hervorgegangen. Der zweite, Wilhelm, geb. 1797, machte die Freiheitskriege mit, übernahm später die Geschäfte des Vaters und ist der bekannte Astronom, der Freund Mädlers, Ritters und Humboldts. Er starb 1850. Der dritte, Michael, 1800 geboren, ist der Dichter des Struensee. Ein Nervenfieber raffte ihn 1833 in München hinweg. Der jüngste, Heinrich, war Maler, aber nicht gerade von hervorragendem Talent. Er spielte gern Karten und hatte dabei häufig zum Partner — den Philosophen Hegel. Der älteste der vier Brüder, am 5. September 1791 geboren, trat schon als 5jähr. Knabe in Gesellschaftsconcerten auf und er debutirte zuerst öffentlich 1800 in einem Patzig'schen Concerte. Von Weber und Zelter in der Theorie weiter gebildet, in Darmstadt ein Schüler Vogler's, fühlte er sich nicht befriedigt von seinen geistlichen Compositionen; ein unüberwindlicher Hang zog ihn zur dramatischen Musik. Aber seine ersten Opern „Jephta's Gelübde“ und „Alimelex“ fanden geringen Beifall. Er mußte zuerst Italien sehen, ehe er zur Meisterschaft gelangte. In Venedig schrieb er nach fast einjähren Studien zwei Opern, die ungetheilten Beifall fanden. Die Mutter theilte seinen Ruhm und wie ein Triumphator durchzog er mit ihr die Städte Italiens. Jetzt verwandelte er auch seinen Namen in Gigeomo Meyerbeer. Aber in Berlin, wo Gluck, Mozart, Weber, Spohr und Spontini herrschten, wollte man noch nichts von dem Dante und der Musik, wie die Italiener ihn nannten, wissen. Er mußte erst nach Paris gehen, um sich Weltruhm zu erwerben und dann auch allmählig in seiner Vaterstadt anerkannt zu werden. Sein „Robert der Teufel“, zuerst in Paris am 22. November 1831 aufgeführt, mußte erst die Reise um die Welt machen, ehe er 1832 in Berlin einen zweifelhaften Erfolg errang. Es folgten 1836 in Paris seine „Hugenotten“. In Berlin erklärte man das Stück für eine Blasphemie auf den christlichen Glauben und fürchtete davon Zwietracht zwischen Katholiken und Protestanten. Das wurde erst anders, als König Friedrich Wilhelm IV. den Componisten nach Berlin zurückberief, wo die Prinzessin von Preußen (die jetzige Kaiserin) sofort den vierten Act der „Hugenotten“ in ihrem Palais aufführen ließ. Jetzt wurde der Componist mit Ehren und Aemtern überhäuft. Im Jahre 1846 ging er mit seiner Schülerin Jenny Lind nach Italien und vollendete 1848 seinen Propheten, der am 28. October 1850 zuerst in Berlin aufgeführt wurde. Im Sommer 1854 hatte er die Pflicht, seine Mutter, die in ihrem 87. Lebensjahre gestorben war, zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Sie wurde wie eine Fürstin begraben und Männer wie Humboldt folgten ihrer Bahre. Giacomo aber schuf nun seinen „Nordstern“, seine „Dinorah“ und hatte kaum seine „Afrikanerin“ beendet, als der Tod ihn 1864 an die Seite der Mutter rief. Er hinterließ drei Töchter, von denen die älteste an den Baron von Korff und die jüngste an den nunmehr auch heimgegangenen Maler Professor Richter verheirathet war.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit einer literarischen Notiz Erwähnuug thun, die ich jüngst in einem angesehenen Berliner Blatte gelesen habe. In einem „Erinnerungsblatt von Ludwig Spohr“ von dem bekannten Musikschriftsteller Ludwig Nohl in der Sonntags-Beilage den „Voss. Ztg.“

Eine weitere Bekanntschaft Spohr's war der dreizehnjährige Meyer Beer. „Der talentvolle Knabe eregte schon damals durch seine Virtuosität auf dem Pianoforte solches Aufsehen, daß seine Verwandten und Glaubensgenossen nur mit Stolz auf ihn blickten“, berichtet Spohr. „Man erzählte sich, daß einer von ihnen, von einer Vorlesung über Astronomie zurückkehrend, den Seinen voll Freude zurief: Denkt euch, man hat unseren Beer schon unter die Sterne versetzt! Der Professor zeigte uns ein Sternbild, das ihm zu Ehren der „kleine Beer“ genannt wird“. „Er war so klug, den jungen Virtuosen zur Mitwirkung in seinem Concerte einzuladen, was dem Besuche desselben sehr zu statten kam denn es war das erste öffentliche Auftreten des Knaben und seine Glaubensgenossen wußten den Augenblick zu würdigen.“

Diese Notiz, die auch Heinr. Heine für gekannt und für wahr gehalten zu haben scheint, oder wenigstens zum Schein dafür nimmt, hat bei dem Bildungsgrade der vorgenannten, doch wenig Glaubwürdigkeit für sich und dürfte wohl nur auf einen billigen Witz Spohrs oder Heine zurückzuführen sein.

Mit Fräulein v. Mantalban ist wohl die letzte dieser schönen Tafelrunde zur ewigen Ruhe eingegangen.

Kleine jüdische Characterzüge.

Ein guter Grund.

Bei der etwas lang sich hindehnenden Probepredigt eines aufzunehmenden Rabbiners war einer der Herren Vorsteher ein wenig eingeschlummert. Als in der entscheidenden Sitzung der betreffende Herr sein Votum gegen den Candidaten, dessen Predigt ihm gar nicht gefallen, abgab, wurde er von einem Collegen, der für den Candidaten eintrat, mit den Worten interpellirt: „Na, Sie haben ja von der Predigt nicht viel gehört, Sie haben ja während derselben geschlafen!" — „Nu eben deshalb — wir wollen keinen Prediger, über dessen Predigten man nicht nur ein Auge, sondern gar beide Augen zudrücken muß!"

Wie man den „Sabbath umgeht."

Aus jenen bekannten Kreisen Süddeutschlands, deren ganzes Judenthum in einem gedankenlosen Beobachten aller biblischen und rabbinischen Vorschriften besteht und deren Andacht so recht eigentlich das ist, was der Prophet eine angelernte gedankenlose Nachbeterei nennt und die daher, wenn nur die Form gewahrt bleibt, dem lieben Herrgott selbst gern ein Schnippchen schlagen, erzählt man sich folgendes schöne Geschichtchen:

Zwei jüdische Getreidehändler Bayerns spazieren am Sabbath Nachmittag, nachdem sie ihr übliches Pensum Schalet, Maamodes und ihren Mittagsschlaf absolvirt haben, gemeinsam in das an ihr Dörfchen grenzende Feld, selbstverständlich, ohne Taschentuch oder sonstige Lasten bei sich zu führen und ohne über die bekannten 2000 Ellen hinauszugehen. Da sie aber weder etwas gelernt, noch auch für etwas, was über ihre geschäftlichen Manipulationen hinausreicht, Verständniß und Interesse haben, so ist der Unterhaltungsstoff bald erschöpft, und als sie noch nicht 500 Ellen weit vom Zoll- und Mauthhäuschen entfernt sind, wissen sie bereits ganz genau von einander, wie in beiden Häusern heute der Schalet gerathen, wie groß aller Hausgenossen Appetit gewesen, wie lange Jeder am Mittag geschlafen und dergl. Wissenswerthes mehr, und nun gehen sie stumm resp. halblaut eine jüdische Melodie summend, eine Weile neben einander her. Doch wie bei einem Staatsmann, wenn auch der Dienst längst beendet, die ihn bewegenden Fragen in ihm fortwogen und arbeiten und oft selbst des Nachts ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, so sind auch bei Eisek — so haben wir den einen zu nennen — die geschäftlichen Werktagsgedanken nicht völlig einzuschläfern gewesen und fast ohne es zu wissen und zu wollen steht er plötzlich mit der Frage vor seinen Partner: „Wenn heut' ka Schabbes nit wär', würd' ich Dich frage, Schamschen, was kost' der Hawwer?" Sagt der Andere: Wenn heut ka Schabbes nit wär', würd' ich sage, der Hawwer kost' 1 Gulde 20 Kr. Sagt der Andere: Wenn ka Schabbes nit wär' gäb' ich höchstens 1 Gulde 5 Kr. Sagt der Erste: Wenn ka Schabbes nit wär', gäb' ich ihn noch nit für 1 Fl. 15. Sagt der Andere: Wenn ka Schabbes nit wär', gäb ich oßer 1 Gulde 12. Sagt der Andere: Wenn ka Schabbes nit wär', könntst Du mir abnehme 500 Scheffel, gäb' ich ihn, so wahr heute Schabbes Kaudesch ist über die weite Welt, nicht unter 1 Gulden 10 Kr. Sagt der Andere, der sich im Eifer längst vom Conditionalis zur blanksten Wirklichkeit durchgearbeitet hatte: „Ei, was, Schabbes hin, Schabbes her, mir gehört der Hawwer."

M. Wg.

Scherzfrage.

Von C. in R.

Welche Regel der hebräischen Grammatik muß jeder Kutscher genau kennen?

Ein guter Vorbehalt.

Der in der jüdischen Gelehrtenwelt nicht unbekannte Lazarus Bendavid (gest. 1832) bat als angehender Gelehrter den bekannten Kästner in Göttingen um eine Empfehlung, nachdem sich dieser längere Zeit über Gegenstände der Mathematik mit ihm unterhalten hatte. Kästner schrieb: Herr Bendavid hat sich mir, besonders in der Mathematik, so kenntnißreich ausgewiesen, daß er auf jede mathematische Professur gerechte Ansprüche machen kann, nur nicht auf die meinige.

Wie ungleich doch oft Geschwister sind.

Es waren drei Körner aus einer Aehr',
Die trieben, zerstoben vom Winde, umher,
Das eine flog hierhin, das andere dort,
Und keines erfuhr von dem andern ein Wort.

Das erste der Wind in ein Saatfeld trug,
Hatt' Luft und Raum und Nahrung genug,
Es fehlte ihm nichts, was des Herzens Begehr,
War froh und zufrieden, was wollt' es auch mehr?

Dem zweiten es minder gut erging,
Es fiel auf dürren Haidebrink,
Hatt' schmale Kost und schlechtes Bett,
Da wird man, wie bekannt, nicht fett.

Das dritte gar fiel ins tiefe Meer,
Trieb dort eine kurze Weile umher,
Doch ohne Nahrung und Licht und Land
Es bald ein trauriges Ende fand.

Die Basen hörtens und sagten geschwind:
„Wie ungleich doch oft Geschwister sind,"
Doch was die Geschwister so ungleich gemacht,
Daran hat keine der Basen gedacht.

Max Weinberg.

Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Logogryph.

Von C. in R.

Ein Mann mußt' einstmals beten
An einem stillen Ort;
Doch seit er ihn betreten,
War Niemand wieder dort.
Erst als dem Kopf es glückte,
Zu kommen hinters Herz,
Er einen Tempel schmückte
Zu aller Frommen Schmerz.

II. Deutsches Silbenräthsel.

Von Lehrer A. Speier in Heinebach.

Ich, die erste, bin nie allein
Immer siehst Du mich zu zwein.
Und die andern im heil'gen Land
Wachsen sie und sind bekannt.
Das Ganze laß nicht geben Dir,
Denn dankbar bist Du nicht dafür.

III. Hebräisches Worträthsel.

Von C. in R.

Mein Ganzes ist ein halbes Fest;
Erst, wenn geköpft, wird ganz der Rest.

Auflösung der Räthsel in vor. Nr.

I. **Cantor, Ornat. (C.=100).**
II. **Po roh** (Rohling) פְּרָה
III. סוּס (Pferd).

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.